

Modris Eksteins, *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*, Rowohlt Verlag, Reinbek 1990, 650 S., geb., 54 DM.

Das Erlebnis des Ersten Weltkrieges hat das Bewußtsein der Menschen in Europa zutiefst verändert. Nach dem Sommer 1914 war nichts mehr so, wie es vorher verstanden oder gesehen wurde. Wie groß die Veränderung gewesen ist, läßt sich allein schon an der Tatsache ablesen, daß der Krieg nicht weniger als fast zehn Millionen Menschenleben als Opfer forderte und daß die politische Landkarte Europas total verändert wurde. Mit dem zaristischen Rußland, dem kaiserlichen Deutschland und mit dem Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn verschwanden gleich drei große Mächte von der Bildfläche. Die Ereignisgeschichte dieser Zeitenwende, ihre politischen, militärischen, wirtschaftlichen und sozialen Ursachen und Folgen sind weitgehend aufgearbeitet worden. Der Umfang der wissenschaftlichen Literatur läßt sich mittlerweile in Bibliotheksmetern messen, wozu nicht zuletzt die vor allem in Deutschland geführte Auseinandersetzung um die »Kriegsschuld« beigetragen hat. Auffallend an dieser Debatte war allerdings, daß sie sich weitgehend auf das Ereignis selbst und seine Entstehung konzentrierte. Die Frage, was von diesem Ereignis für die weitere Entwicklung in den am Krieg beteiligten Gesellschaften ausging, welche Rückschlüsse und Erkenntnisse die Menschen aus den Kriegserfahrungen zogen, wurde erstaunlicherweise selten gestellt. Dies blieb der Mentalitätsgeschichte vorbehalten, die in jüngster Zeit erste Antworten darauf zu liefern versucht. Gewiß, die viel weitreichenderen Zerstörungen und Veränderungen, die der Zweite Weltkrieg bewirkte, und vor allem die verheerenden Auswirkungen des nationalsozialistischen Terrors in Deutschland und Europa erforderten lange Zeit die ausschließliche Aufmerksamkeit der Historiker. Und doch hätte allein die Bezeichnung des »Ersten« Weltkrieges schon stutzig machen müssen, denn die Zeitgenossen, ganz gleich ob in Deutschland, Frankreich, Großbritannien oder Rußland, sprachen immer vom »großen« Krieg. Die Bezifferung erfolgte erst mit dem Ausbruch des »Zweiten« großen Krieges. Worin bestand also der unmittelbare Zusammenhang, wie empfanden die Zeitgenossen ihn konkret, und inwieweit machte er sich in ihrem politischen Denken und Handeln bemerkbar?

Das ist der Ausgangspunkt für die Arbeit von Modris Eksteins, in der es um die »Geburt der Moderne und den Ersten Weltkrieg« geht. Er versteht seine Untersuchung als einen Beitrag zur Kulturgeschichte, die sich seiner Meinung nach mit mehr zu befassen habe als nur den klassischen Feldern wie Musik, Kunst oder Literatur. »Ihre Aufgabe ist es«, so schreibt er im Vorwort, »Sitten und Moral, Gebräuche und Wertvorstellungen zutage zu fördern, und zwar sowohl die artikulierten als auch jene, die man stillschweigend voraussetzt«. Eksteins will am Beispiel des Ersten Weltkrieges die Wechselwirkung zwischen Krieg und Kultur ergründen und dabei gleichzeitig zeigen, wie sehr die »Entstehung unseres modernen Bewußtseins in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts« von den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges geprägt worden ist. Chronologisch setzt seine Arbeit am Vorabend des Krieges ein und endet mit den letzten Apriltagen 1945, als Adolf Hitler angesichts der unvermeidlichen totalen militärischen Niederlage der deutschen Wehrmacht Vorkehrungen zu seinem Tod trifft. Geographisch ist die Studie vornehmlich auf die Entwicklung in Deutschland ausgerichtet. Allerdings wertet Eksteins für die Zeit des Krieges eine ganze Reihe von persönlichen Dokumenten wie Tagebücher oder Korrespondenzen britischer und französischer Provenienz aus.

Um es gleich vorweg zu sagen: Der kanadische Historiker Eksteins hat ein außergewöhnliches Buch geschrieben, das thematisch wie formal nicht unbedingt den üblichen Pfaden der traditionellen Geschichtsschreibung folgt und vielleicht auch bewußt die historische Zunft provozieren will. So heißt es beispielsweise im Vorwort: »Der Löwenanteil dessen, was Historiker über dieses Thema (Krieg) zu Papier gebracht haben, konzentriert sich engstirnig auf den Bereich von Strategie, Waffen und Logistik, auf Generäle, Panzer und Poli-

tiker.« Natürlich ist diese Kritik viel zu pauschal und oberflächlich.

Eksteins' Studie selbst lebt nicht zuletzt von der bisherigen Forschungsarbeit zu diesem Themenkreis, denn ohne die vorhandene Fakten- und Kausalgerüste ließen sich die Ergebnisse seiner Arbeit gar nicht einordnen. »Tanz über Gräben« lautet der Titel der Studie. Dabei ließ sich der Verfasser von jenem berühmten Ballettstück inspirieren, das im Mai 1913 unter dem Titel »Le Sacre du Printemps« von der damals bekannten russischen Ballettgruppe mit dem Startänzer Waclaw Nijinski an der Spitze und Sergej Diaghilew als Direktor in Paris uraufgeführt wurde. Eksteins sieht in dem Stück einen Markstein der Moderne – nicht nur für die Ballettwelt. Die darin behandelte Thematik der »Frühlingsweihe« mit der »Verherrlichung des Lebens durch den Opfertod« wurde gut ein Jahr später blutiger Ernst. Millionen junger Menschen wurden im Ersten Weltkrieg »geopfert«, weil die Völker in Europa glaubten, durch diesen »Opfergang« eine bessere Zukunft zu erstreiten. Die Bilder vom »Frühlingserwachen« und »Totentanz« wurden seit jeher als Symbole des Aufbruchs und Niedergangs verstanden. Mit dem Einsetzen des Frühlings erwachten Natur und Menschen aus ihrer Winterstarre, und im Totentanz wurde das Ableben zelebriert, um das Leben zu feiern. Eksteins ließ sich jedoch nicht nur bei seiner Themenstellung von diesem Ballettstück anregen, er nutzte auch dessen Struktur für die formale Gestaltung seiner Studie. Sie ist gleichsam als Drehbuch für ein Ballettstück in drei Akte mit insgesamt zehn Bildern gegliedert, dem ein Prolog vorausgeht. Dieser befaßt sich mit dem Thema »Venedig«; jener Stadt, die schon immer zwischen Untergang und Überleben im wahrsten Sinne des Wortes hin und her geschwankt zu haben scheint. Viele Protagonisten der Moderne aus dem Kunst- und Kulturbereich haben sich zu Venedig hingezogen gefühlt, weil sie in der Stadt, wie es Friedrich Wilhelm Nietzsche einmal formulierte, ein »Bild für den Menschen der Zukunft« sahen. Richard Wagner und Diaghilew sind in dieser Stadt sogar gestorben. Thomas Mann wählte sie zum Schauplatz seiner berühmten Novelle »Der Tod in Venedig«, die ebenfalls im Jahre 1913 erschien und mit der unterdrückten Homosexualität ein Thema aufgriff, das gerade in Künstlerkreisen als Beispiel für die Intoleranz und der verhinderten Emanzipation in den europäischen Gesellschaften verstanden wurde.

Der erste Akt setzt gleichsam die Szene und beschreibt den »Zeitgeist« in Paris und Berlin am Vorabend des Krieges. Die Begeisterung in diesen Städten angesichts der Entscheidung zum Krieg ist hinlänglich bekannt. »Et jeht los!«, zitiert Eksteins eine jubelnde Zeitung der Reichshauptstadt vom 2. August 1914. Die Stimmung in den anderen am Krieg beteiligten Hauptstädten schien den offiziellen Darstellungen zufolge nicht viel anders. Als die Soldaten an die später so mörderische Westfront gebracht wurden, blieb diese positive, ja erwartungsfrohe Grundstimmung bestehen. Alle erwarteten einen kurzen Krieg, der nach dem deutschen Schlagwort »frisch, fromm, fröhlich und frei« machen sollte. Wie sehr das Verhalten der Soldaten in der Anfangsphase des Krieges noch von den Wertvorstellungen der Vorkriegszeit bestimmt wurde, läßt sich an den Vorkommnissen während der ersten Weihnachtsfeiertage im Felde ablesen. »Auf beiden Seiten sahen sich die Männer vom sprichwörtlichen Gefühl der Jahreszeit übermannt«, zitiert Eksteins aus dem Brief eines britischen Soldaten, »und einmütig hörten sie auf zu kämpfen.« Selbst zu einem »Fußballspiel« im Niemandsland soll es zwischen deutschen und britischen Soldaten gekommen sein, wie ein bis heute ungeklärtes Gerücht behauptet. Mit »Fraternisierung« hatte dies aber nichts zu tun, wie Eksteins aufgrund seiner Analyse der Tagebücher und Korrespondenzen feststellt.

Der Beginn des Stellungskrieges und die damit einhergehende Brutalisierung der Kriegführung änderten grundlegend das Bewußtsein der Menschen. Täglich erlebten die Soldaten das verheerende Vernichtungspotential, das die industrielle Entwicklung möglich gemacht hatte und dessen wirkliche Wirkungen bis dahin bestenfalls erahnt worden waren. Der Mensch hatte der Maschine nichts entgegenzusetzen, wie die folgende Szenenbeschreibung eines britischen Sanitäters zeigt: »Ein Melder war gerade herausgetreten (aus dem

Unterstand), als eine Granate explodierte und nirgendwo auch nur ein Fetzen von ihm übrig blieb.« Höhepunkt dieser Entwicklung war zweifelsohne die Einführung des Gaskrieges, der die Soldaten mit ihren Gasmasken gleichsam zu »kubistischen« Figuren werden ließ. Ein französischer Soldat fühlte sich bei diesen Bildern an einen »Karneval des Todes« erinnert. Der britische Maler Paul Nash, der von seiner Regierung auf die flanderschen Felder entsandt worden war, um den heldenhaften Kampf seiner Landsleute in den bis dahin üblichen Schlachtengemälden festzuhalten, gestand seiner Frau: »Kein Stift, keine Zeichnung vermag ein Bild dieses Landes zu geben.« War das unmittelbare Kriegserlebnis schon grausam genug, so kam noch hinzu, daß den Soldaten in ihrer Schul- und Jugendzeit nur verherrlichende Bilder vom Krieg nahegebracht worden waren. »In Büchern ist der Krieg immer so schön«, zitiert Ekstein aus dem Brief eines französischen Soldaten, »aber in Wirklichkeit stinkt er nach Scheiße und verfaulendem Fleisch.«

Wie die Menschen an der Front mit diesen Bildern und Erfahrungen umgingen, wie sie damit fertig wurden, ist Gegenstand des zweiten Aktes. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, »was diese Männer in der Hölle an der Westfront nicht verzagen ließ«. Mit zunehmender Kriegsdauer, so stellt Eksteins fest, sei der anfängliche Idealismus geschwunden und durch eine allgemeine Abstumpfung der Sinne und Gedanken ersetzt worden. »Die Welt gehört denen«, wird aus dem Tagebuch eines britischen Soldaten zitiert, »die nicht an Ideen glauben«. Die damit einhergehende Desorientierung der Soldaten wurde noch dadurch verstärkt, daß sie auch bei ihren Heimatbesuchen nicht wirklich über ihre Kriegserlebnisse sprechen konnten. Vereinsamung war die Folge; sie konnte nur dadurch aufgefangen werden, daß die Soldaten untereinander so etwas wie ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelten. »Avantgarde« überschreibt Eksteins treffend diesen Abschnitt seiner Darstellung.

Rückblickend urteilte ein britischer Offizier: »Es herrschte in jenen Tagen der Kameradschaft und der Hingabe eine Hochstimmung.« Später war es dann nur noch die »Pflicht«, die die Soldaten auf ihren Plätzen hielt. Allerdings verstand jede Nationalität etwas anderes darunter. In Deutschland, so argumentiert Eksteins, betrachtete man den Krieg als »höchste Prüfung für den Geist und damit als Bewährungsprobe für die Vielfalt und Lebensstärke der eigenen Kultur«. Am deutschen Wesen sollte eben der Rest der Welt genesen. In Frankreich und Großbritannien dagegen setzte man die Pflicht gleich mit Vorstellungen wie Ehre, Loyalität und Kampf um eine zivilisierte Welt. »Der Glaube der Briten und Franzosen«, heißt es an einer Stelle, »fußte auf rationalen Überlegungen, der Glaube der Deutschen baute auf Idealismus und Romantizismus«.

Der dritte und letzte Akt geht dann der Frage nach, wie die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges in der Folgezeit verarbeitet und politisch wirksam wurden. Dabei verengt Eksteins die Perspektive seiner Untersuchung und beschränkt sich praktisch darauf, die Entwicklung in Deutschland zu skizzieren, die mit zunehmendem Scheitern der Weimarer Republik vom Aufkommen der nationalsozialistischen Bewegung unter Führung von Adolf Hitler bestimmt wurde. Bis Ende der zwanziger Jahre, stellt Eksteins mit Blick auf die Historiker fest, sei es die Belletristik gewesen, die ein Nachdenken über den Sinn des Krieges in die Wege geleitet habe. Besonders eindrucksvoll läßt sich das am Beispiel der Rezeptionsgeschichte von Erich Maria Remarques berühmten Buch »Im Westen nichts Neues« aufzeigen, das 1929 erschien und zum weltweit populärsten Buch in bezug auf das Kriegserlebnis wurde. Im Gegensatz zur gängigen Interpretation ist Eksteins der Meinung, daß Remarque mit seinem Buch nicht die Realität des Krieges rekonstruieren wollte. Ihm sei es ausschließlich darum gegangen, die Auswirkungen des Krieges auf seine Generation deutlich zu machen. Eine Generation, der die geistige Rückkehr in die Gesellschaft verwehrt war und die den Krieg für ihre persönliche Orientierungslosigkeit verantwortlich machte.

Daß diese Sicht durchaus auch von großen Teilen der Gesellschaft mitgetragen wurde, und zwar in dem Sinne, daß man zur Zeit vor 1914 zurückkehren wollte, zeigte sich bei-

spielsweise daran, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung die Folgen des Krieges nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Die Regierung unter dem Sozialdemokraten Hermann Müller ließ den 28. Juni 1929 aus Anlaß des zehnten Jahrestages der Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages zum »Nationaltrauertag« erklären. Die unmittelbarste Verbindung von Kriegserlebnis und politischer Betätigung findet sich laut Eksteins bei den Nationalsozialisten. »Nur wenn man das Fronterlebnis versteht«, zitiert er einen ihrer Anhänger, »kann man den Nationalsozialismus verstehen.«

Adolf Hitler hat sich wiederholt zu seiner Begeisterung bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges bekannt, weil das Augusterlebnis das deutsche Volk »erweckt« und geeinigt habe. Die Revision des Friedensvertrages und die Wiederherstellung des »Augusterlebnisses« wurde für ihn konkretes Ziel seiner Politik. Selbst in seinen späteren Entscheidungen als oberster Heerführer des Zweiten Weltkrieges hätten laut Eksteins die Erfahrungen aus dem ersten Krieg eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Sein Festhalten an der Strategie des Blitz- und Bewegungskrieges – im Gegensatz zu seinem gesamten Generalstab – hängt mit den Erlebnissen des Stellungskrieges zusammen. Anfänglich war er mit dieser Taktik auch sehr erfolgreich – bis sich die Gegner darauf eingestellt hatten und die Ressourcen des Reiches erschöpft waren. Eksteins' Darstellung endet mit einem Zitat aus dem Testament von Adolf Hitler. Darin heißt es unter Einbeziehung seiner frisch angetrauten Frau, Eva Braun: »Der Tod wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte.«

Eksteins ist der Meinung, daß sich hier, im April 1945, jener Kreis schloß, der im Mai 1913 seinen Anfang genommen hatte. Wie das Ballettstück sprach auch Hitler von Tod und Opfer. Allerdings wertete er die ursprüngliche Vorstellung vom Sinn des Todes als Opfer zu einer »Entschädigung für das Opfer« um. So interessant diese Aussage auch sein mag, so beziehungslos steht sie doch angesichts der fraglichen Thematik da. Weder kann man die nationalsozialistische Bewegung allein als Beginn der Moderne betrachten, noch gilt dies für den gesamten europäischen Raum. Und woraus oder worin besteht das Moderne? Gewiß haben die Nationalsozialisten in ihrem Handeln und Denken zahlreiche modernistische Elemente verarbeitet. Die Abschnitte »Kunst als Leben« und »Mythos als Realität« sind geradezu faszinierend zu lesen, arbeiten sie doch deutlich die »Leere« des nationalsozialistischen Gedankengutes heraus. Doch Eksteins bleibt den Beweis schuldig, warum dies für sein Thema wichtig sein soll. Ohnehin gewinnt man beim Lesen des dritten Aktes den Eindruck, daß hier ein Bruch in der Untersuchung stattfindet. Ziemlich unvermittelt beginnt dieser Abschnitt mit einer Darstellung zum Empfang von Charles A. Lindbergh in Paris, der im Mai 1927 als erster Mensch allein von New York über den Atlantik geflogen war. Weder das Thema Luftkrieg noch die Kriegserfahrungen der Flieger waren vorher in der Untersuchung zur Sprache gekommen.

Kehren wir zum Ausgangspunkt zurück: Modris Eksteins hat ein außergewöhnliches Buch geschrieben. Der Wert seiner Arbeit besteht im wesentlichen darin, eine Reihe von Detailerkennnissen erarbeitet zu haben, die aber noch weit von einem Gesamtbild zur Mentalitätsgeschichte entfernt sind. Die Notwendigkeit solcher Arbeiten steht außer Frage, und Eksteins hat mit seiner Studie eine Reihe von Anregungen und neuen Fragestellungen geliefert. So ist beispielsweise zu fragen, ob die Begeisterung im Sommer 1914 wirklich so einhellig gewesen ist, und zwar national wie international. Aus der Forschung zur Geschichte der politischen Arbeiterbewegung in Deutschland wissen wir, daß es sehr wohl auch Opposition gegeben hat. Die Friedensdemonstrationen gingen noch bis in den Juli hinein. Kam es wirklich zu einer echten Kriegsbegeisterung, und wenn ja, welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen für die Beurteilung der Entwicklung der Moderne? Die Beschränkung der Quellenlage auf Deutschland, Frankreich und Großbritannien reicht zur Beantwortung von Eksteins' Themenstellung nicht aus: War die Situation in London wirklich genauso wie in Paris und Berlin, wo es ja seit dem Krieg von 1870 eine klare Frontenstellung

gab? Großbritannien brauchte immerhin die »Verletzung« der belgischen Neutralität, um die öffentliche Meinung für den Krieg zu gewinnen. Und wie war es in Wien, wo doch die Kriegsbegeisterung am größten hätte sein müssen, schließlich war es das Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger, das den Krieg ins Rollen brachte.

Und schließlich stellt sich dann noch die Frage, wie die von Eksteins bearbeiteten Themenkreise Kriegserlebnis und Entwicklung der Moderne zusammengehören. Daß sie zusammengehören, steht nach der Lektüre seiner Studie außer Frage.

Helmut Trotnow, Berlin

Walther L. Bernecker, Sozialgeschichte Spaniens im 19. und 20. Jahrhundert.
Vom Ancien Régime zur Parlamentarischen Monarchie, Suhrkamp Verlag,
Frankfurt/Main 1990, 377 S., brosch., 18 DM.

Die moderne spanische Geschichte ist an den deutschsprachigen Universitäten noch immer eine relativ exotische Angelegenheit. Unter den wenigen Fachleuten auf diesem Gebiet ist vor allem Walther L. Bernecker zu nennen, der durch eine Reihe von Veröffentlichungen zum Bürgerkrieg 1936/39 und zur Franco-Diktatur hervorgetreten ist. In diesem Band für die von Hans-Ulrich Wehler herausgegebene »Neue Historische Bibliothek«, über deren Renommee man kein Wort mehr verlieren muß, legt er nun eine sozialgeschichtliche Darstellung der letzten beiden Jahrhunderte Spaniens vor. Bernecker hat in seinen bisherigen Arbeiten vor allem die Jahrzehnte beschrieben, in denen auf der Grundlage eines rapiden sozialen Wandels der verspätete Anschluß an die Entwicklung Zentraleuropas erfolgte. Nun geht er auf die Wurzeln dieser Verspätung im ausgehenden Ancien Régime zurück und zeichnet den in Spanien besonders konfliktreichen, weil immer wieder von Bürgerkriegen geprägten Weg des Landes zur »Moderne« nach.

Berneckers Darstellung ist von modernisierungstheoretischen Ansätzen geprägt, z. T. auch von marxistischen Modellen, die in wichtigen Teilen der modernen spanischen Historiographie – oft in Verbindung mit Einflüssen der Annales-Schule – eine Rolle spielen. Sie verbindet Struktur- und Politikgeschichte und rückt die großen Entwicklungslinien und Zusammenhänge von Gesellschaft, Wirtschaft und Staat in den Vordergrund. Das »Erzählen« von Ereignissen spielt also nur eine untergeordnete Rolle. Bernecker gliedert seine Darstellung zwar nach den entscheidenden zeitlichen Einschnitten, wie sie durch verschiedene Revolutionen und Regimewechsel gegeben waren, läßt dabei aber auch immer die Kontinuitäten deutlich werden.

Überraschend, gemessen an den bisherigen Arbeiten des Autors, steht ganz das 19. Jahrhundert mit mehr als zwei Dritteln des Textes im Vordergrund und dabei sogar noch die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, deren Darstellung immerhin etwa die Hälfte des Gesamtumfangs ausmacht. Vielleicht weil sich hier die Strukturdefizite, die auch noch das 20. Jahrhundert prägten, entscheidend herausbildeten, vielleicht auch, weil über diese Phase der spanischen Geschichte von deutschen Historikern eigentlich seit Baumgartens *Geschichte Spaniens vom Ausbruch der Französischen Revolution bis auf unsere Tage* (Leipzig 1865–1871) keine Gesamtdarstellung mehr vorgelegt worden ist.

Durch diese Schwerpunktsetzung kann er detailliert die gesellschaftliche Lage des Landes bei Beginn des 19. Jahrhunderts umreißen. Das Schlüsselproblem lag in der Agrarsituation mit der extrem ungleichen Landverteilung (den südspanischen Latifundien). So konnte sich nur ungenügende Nachfrage nach den Produkten der entstehenden katalanischen Textilindustrie herausbilden. Der Staat war arm und damit chronisch verschuldet – das Steuersystem beruhte noch bis weit ins 20. Jahrhundert auf indirekten Steuern – und konnte dadurch die notwendigen Infrastrukturmaßnahmen für die Schaffung eines natio-